Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1931)
Heft: 7

Artikel: Chinesische Heiterkeit
Autor: Ungern-Sternberg, Léonie von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-853386

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chinesische Heiterkeit

von Freifrau Léonie von Ungern-Sternberg

Ich möchte von unmittelbaren Eindrücken ausgehen. Als ich vor einem Jahre von China nach Deutschland zurückkehrte, erschienen mir die Gesichter, die mir auf der Straße begegneten, mürrisch, hart und verschlossen. Der Chinese lebte in meinem Gedächtnis auf, mit seinem Lächeln, seiner Gelassenheit – einer gewissen Weichheit besonders bei den Frauen. Und dieses Bild des chinesischen Menschen bestätigte sich mir wieder in den an sich wenig anziehenden chinesischen Gaststätten Berlins. Da fand ich, trotz unkleidsamer westlicher Anzüge, trotz der modernen Hüte, die den chinesischen Damen so garstig stehen, das freundlich-vertraute Lächeln wieder – Unbekümmertheit, Mangel an Erdenschwere, Heiterkeit im besten Sinne des Wortes.

Und vor meinem inneren Auge steigt das chinesische Land wieder auf – die weite Ebene des unteren Yangtsetales, durch die ich stundenlang allein, unbehelligt gewandert bin. Die Männer nicken mit den Köpfen, die Frauen kommen herbei und betasten das fremdartige westliche Gewand, die Kinder lachen und johlen und laufen einem in Scharen nach. Hunderte von Enten schwimmen auf den Kanälen, magisch gelenkt von einem alten Hirten mit langer Stange, an der ein dreieckiger Lappen weht. Hängende Weidensträucher an den Ufern der Teiche, rosa blühende Pfirsichbäume, Dörfer mit den schön geschwungenen schwarz-grauen Dächern im Bambushain, der kadenzierte Ruf der Träger, die mit kurzen lautlos laufenden Schritten auf Strohsandalen, die Bambusstange auf dem Rücken dahineilen, der schrill quietschende Ton der Schubkarren, deren Räder nie geschmiert werden, Frauen mit Hacke und Schaufel mit den Tüchern und Schürzen aus kuliblauem Stoff, Ziegen auf jenen unzähligen Grabhügeln, die den eigentümlichen Rhythmus der chinesischen Ebene bilden. Über allem ein unbeschreiblicher Friede, trotz der kläffenden Hunde, trotz der menschlichen Emsigkeit des dichtbevölkerten Landes, wo es keine Landeinsamkeit gibt. Es ist der chinesische Frieden, die Pax sinica. Es ist kein Friede wie die Pax romana oder die Pax britannica, der von oben erzwungen und gewährleistet wird. Er scheint aus dem Boden zu

erwachsen. Der Mensch gehört noch zur Natur, er scheint keine Qual in sie hineinzutragen.

Ich möchte den Versuch machen, dieses Gekannte, Erlebte zu deuten. Ich werde dabei nicht zu den tiefsten Wurzeln hinabsteigen, aus denen sich das Wesen des chinesischen Menschen einst entfaltet haben mag, zu der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, dem spontanen Zusammenklang zwischen menschlichem Tun und Naturverlauf, zu der kosmischen Verbundenheit. Ich werde auf diese letzten Zusammenhänge, an die auch ich glaube, nicht eingehen, nicht nur weil andere, vor allem Richard Wilhelm, Tieferes darüber gewußt haben als ich, sondern vielmehr deshalb, weil das chinesische Leben, das noch heute unmittelbar anschaulich in die Erscheinung tritt, seine Eigenart nicht mehr einer hohen Einsicht oder spezifisch chinesischen Spontaneität verdankt, sondern der starken, wiederholten Wirkung eines uralten Systems auf immer neue Generationen. So viel Irreführendes über die chinesische Erstarrung gesagt worden ist, eines ist doch gewiß wahr, daß es das, was sich vielleicht als ursprüngliche Hingabe an das Leben bezeichnen läßt, in China nicht mehr gibt. Es finden sich noch Begnadete, sie sind aber eine Ausnahme, die nicht häufiger, ich glaube sogar seltener sein dürfte als bei uns. Ein moderner chinesischer Dichter sagte mir einmal über das Verhältnis der Chinesen zur Natur, seit dem 12. Jahrhundert habe in China keiner mehr den Sternenhimmel angeschaut, sondern man habe bloß die Sternenlieder der alten Lyriker nachgedichtet. Gleiches gilt von der Beziehung zur Seele. Was heute darüber geschrieben, was « seelentechnisch » geleistet wird, entstammt nicht unmittelbarer Einsicht und Erkenntnis, sondern ist von den buddhistischen Mönchen der Tang-Zeit oder von den Neokonfuzianern der Sung-Periode übernommen.

Nun geht es aber auch nicht an, so zu tun, als ob die chinesische Lebensform von heute nur eine leere, starre Hülle sei. Das interessante Problem ist ja gerade das: wie schaut das System aus, das die alte Tradition lebendig erhalten und es den Chinesen ermöglicht hat, in Maß und Mitte weiterzuleben, obwohl der Kontakt mit der eigentlichen Tiefe verloren gegangen ist?

Aber zunächst – um zu meinem eigentlichen Thema zurückzukehren – was verstehe ich unter chinesischer Heiterkeit? Läßt sich etwa behaupten, die Chinesen seien glücklicher als andere Völker? – Objektive Gründe sind keinerlei dafür vorhanden. Die chinesische Natur ist grausam genug – der Hintergrund des chinesischen Lebens ist düster.

Hunger, Dürre, Überschwemmungen, der chinesischen Plagen sind unzählige, und seit Jahren kommen nun noch die Bürgerkriege hinzu. Das chinesische Leben ist Mühe ohne Ende. In den alten chinesischen Bauerngesichtern scheint aller Gram irdischen Daseins eingefurcht zu sein, wie das Laster in das Bildnis des Dorian Gray. Nein, von Glück kann nicht die Rede sein! – Aber vielleicht ist die Frage nach Glück falsch gestellt, weil die Chinesen selber sich dieselbe nicht stellen. Ich meine die Frage nach Glück im Sinne von Happiness, d. h. einer inneren Zuständlichkeit oder eines Gesamturteils über seelisches Erleben. Die chinesische Sprache gestattet nicht einmal den Ausdruck: « ich bin glücklich », sondern nur « ich freue mich ». Auch bei uns sind ja Frage und Forderung nach Glück verhältnismäßig jungen Datums. Früher hatte man Glück im Krieg, in der Liebe, auf hoher Fahrt, im Geschäft. "To be happy", glücklich sein, dieser Gedanke ist wohl zuerst Rousseau gekommen, er hängt mit der extremen Bejahung des Ichs zusammen. Und die Frage « bin ich glücklich? » konnte auch erst dann gestellt werden, als man das Leben weder auf ein Transzendentes beziehen, noch in die Kontinuität der Familie, des Gattungsmäßigen auflösen konnte. Gliedert sich das Leben, das ich lebe, in keine Welt der Werte ein, und fügt es sich nicht mehr selbstverständlich in den Strom des Lebens, so kann man es tatsächlich nur dann bejahen und sinnvoll finden, wenn es glücklich ist. Die Frage « bin ich glücklich » ist die Frage nach dem Sinn des Lebens auf einer rein subjektiven Ebene, oder, um es noch schärfer auszudrücken, auf der Ebene des « culte du moi ».

Der Chinese aber lebt noch sein Leben als Teil eines Ganzen. So möchte er wohl Glück haben, er fragt aber nicht, ob er glücklich sei. Glück erscheint ihm als eine Segnung des Himmels, Glück ist kein Zustand. So entströmt die chinesische Heiterkeit nicht einem Glücksgefühl. Sie ist – um das Positive zu betonen – der Ausdruck eines eigentümlichen Gleichgewichts, oder – um es negativ zu fassen – einer gewissen Spannungslosigkeit. Dieses Gleichgewicht, diese Spannungslosigkeit beruhen nun auf einem seltsam schlauen und listigen System von Kompensationen, von Ausgleichen, die in ganz wunderlicher Weise ein positives Verhältnis zum Leben gestatten. Von einigen dieser Kompensationen möchte ich heute erzählen, wobei ich unvermeidlicherweise auf sehr bekannte Dinge zurückgreifen werde. Es kommt mir hier aber weniger auf die Tatsachen selbst als auf ihren Stellenwert in einem bestimmten Zusammenhang an.

Der Chinese bezieht heute selten sein Leben auf ein Transzendentes. Das will nicht sagen, daß nicht Unzähliges sein Leben durchzieht, was auf ein Jenseits hinzuweisen scheint. Man denke z. B. an die buddhistischen Seelenmessen, die beinahe für jeden Toten gelesen werden. Aber diese bedeuten nicht mehr und wahrscheinlich weit weniger als kirchliche Begräbnisse bei uns. Sie bedeuten nicht, daß Überirdisches ein selbstverständliches Erlebnis ist, das nur bei besonderen Gelegenheiten stärker betont wird. Sie sind stark konventionell. Nur *eine* Lehre vom Jenseits scheint mir auch heute wesentlich für das chinesische Leben zu sein, und das ist die Lehre von der Seelenwanderung – wobei ich das Wort «Seele» gern vermieden hätte –, ich meine den Glauben an eine Mehrzahl von Leben, die ein Wesen durchmacht. Durch diesen Glauben wird in China dem Leben, das ein jeder lebt, die Sorge um das Einzige, das Pathos der Einmaligkeit, der Endgültigkeit genommen. Ein Pathos, das das ganze abendländische Denken beherrscht, selbst dann, wenn an die christliche Unsterblichkeit geglaubt wird, denn dieses eine Leben, hier und jetzt, entscheidet ja bei uns über alles Jenseitige. In China gibt es aber noch Hunderte, Tausende von Leben, es hat immer noch Zeit, nichts ist endgültig, auch die Verdammnis nicht, denn die Erlösung alles Lebenden ist die letzte Gewißheit für den, der Unergründliches zu ergründen sucht.

Das tun heute in China gewiß nur sehr wenige. Es wird auf der Erde gelebt und fest steht der Chinese im Zusammenhang des Lebens. Die Familie, – ihre Kontinuität, die Ununterbrochenheit der Lebenskette, – wird als höchster Wert erlebt. Den Ahnen opfern, den Eltern dienen, Söhne haben, die die irdische Unsterblichkeit verbürgen und denen man mit dem Beispiel traditioneller Gesittung, überkommener Lebensführung, Einsicht in die Hierarchie der Werte vorangeht, das sind Dinge, die auch heute in weiten Kreisen nicht angefochten werden. Lange galt es für verwerflich und war bisweilen sträflich, wenn der Sohn zu Lebzeiten des Vaters einen getrennten Haushalt gründete. Die Wahl der Gattin war von eignen Wünschen unbeeinflußt. Noch heute verreist kaum ein Sohn, wenn der Vater seine Zustimmung verweigert, noch heute weilt er, Berufspflichten vernachlässigend, am Bette der erkrankten Mutter. Noch heute erscheint in weiten Kreisen das Verhältnis zu den Eltern als das Wichtigste und wird mit neuen Begründungen, mit neuen Propagandamitteln gestützt. Einige Beispiele: ein chinesischer Biologe, in Amerika geschult, besprach die verschiedenen Gestaltungsmöglichkeiten der Familie. Er verwarf die Klein-

familie, aus Eltern und Kindern bestehend, und verlangte, daß die Großeltern zu ihr gehörig angesehen würden, mit der Motivierung, daß was den Menschen vom Tier unterscheide, was seine eigentliche Würde ausmache, eben das sei, daß er nicht nur für seine Nachkommen, sondern auch für seine Eltern sorge. Ein anderes Beispiel. In einem alten Tempel in der ländlichen Umgebung Shanghais sah ich eine kleine Schule, die nach modernen Ideen eingerichtet war. Arabische Zahlen waren auf dem schwarzen Brett angeschrieben, ein Harmonium stand in einer Ecke, an den Wänden hingen geographische Karten und Tafeln mit Pilzen, Vögeln und Säugetieren. Daneben aber auch Bilder, die der moralischen Unterweisung dienen sollten. Sie stellten sämtlich das rechte Verhalten der Kinder gegenüber den Eltern dar. Andere menschliche Beziehungen fanden keine moralisch-bildliche Beachtung.

Diese bekannte Unterordnung des Einzelnen unter die Familie erscheint uns allen persönlichen Wünschen zuwider zu sein. Wir meinen, daß das Individuum dabei nicht berücksichtigt wird. Und das ist auch der Fall, soweit es sich um bloßes Wünschen handelt. Aber die Dinge schauen wesentlich anders aus, sobald wir uns nicht mehr die Wünsche des Einzelmenschen, sondern seine inneren und äußeren Notwendigkeiten vorstellen. Diese stimmen ja bekanntermaßen sehr oft nicht mit dem überein, was er bewußt sich wünscht, – und auf dem Notwendigen, nicht auf dem Gewünschten, liegt in China der Akzent. Dann finden wir, daß im chinesischen System allem Verzicht ein sehr großer Gewinn gegenübersteht. Es sichert eines nämlich absolut – die Sinnerfülltheit jeden Menschenlebens. Hier liegt die Kompensation. Wer den Sohnespflichten genügt und selber Söhne hat, dessen Leben ist vollkommen. Es ist sinnerfüllt und mehr als das, es ist unsterblich, denn es wirkt weiter, durch Generationen hindurch, gegenwärtig und verehrt. In mystisch unfaßbarer Weise lebt man fort in der Ahnentafel, vor der die Schüsselchen mit Speise und Trank von pietätvoller Hand hingestellt werden. Und wenn die Natur in ihrer Launenhaftigkeit versagt, wenn einer z. B. keine Söhne hat, greift die Sitte ergänzend ein. Man adoptiert. Nirgends wohl ist die Adoption so leicht wie in China. Und sie kommt nicht nur den Männern sondern auch den Frauen zugute. Denn die Frau, die als erste, als richtige Gattin heimgeführt wurde, wird von den adoptierten Kindern wie von den Kindern der Konkubine als rechte Mutter verehrt. So gibt es keine Kinderlosigkeit, außer vielleicht bei den Allerärmsten.

Und was tut die Familie überdies nicht alles für den Einzelnen!

Nicht nur ist sie eine wirksame Sozialversicherung – der Arme, der Kranke, der Gescheiterte finden immer einen Unterschlupf. Sondern die Hochstellung der Familie bringt es auch mit sich, daß dem Lebensrhythmus in eigenartiger Weise Rechnung getragen wird. Kinder genießen ein ungewöhnliches Maß von Freiheit – und sind dementsprechend eine gründliche Plage für die Erwachsenen. Ein Sprichwort besagt, daß selbst die Löcher auf der Straße einen siebenjährigen Buben hassen! Disziplin setzt erst ein, in den Jahren, wo die Kinder sie sich selber wünschen, sie hat einen quasi kollegialen Charakter, sie bedeutet Einbeziehung in eine Gruppe. Autorität des Einzelnen in unserem Sinne spielt eine verhältnismäßig geringe Rolle. Und wenn Buben und Mädeln heranwachsen, dann werden sie bald verheiratet, die Spannung zwischen den Geschlechtern fällt fort. Gesteht man zu, daß die sexuelle Spannung so manches auf andere Dinge gerichtete Sehnen, Suchen und Streben auslöst, so wird man vielleicht in dieser frühen, nicht nur sinnlichen, sondern auch gemüthaften Befriedigung vitaler Forderungen einen Grund finden, warum in China der Abenteuersinn, der Drang in die Ferne – räumlich und zeitlich gedacht – so selten ist. China hat keine Wunschträume außerhalb des eignen Landes. Man bedenke, welche Rolle Wunschträume in der abendländischen Geschichte gespielt haben – Italien, das Morgenland zur Zeit der Kreuzzüge, Amerika! Wohl hat man vor Zeiten in China im Osten die Inseln der Unsterblichen gesucht, aber sie wurden ja nie gefunden und wurden gar bald zum Symbol: unter großen Beschwerden gelangten einige Pilger nach Indien auf der Suche nach buddhistischen Schriften, aber Indien erschien den Chinesen nie als « gelobtes Land » und die Reisen wurden bald phantastisch und symbolisch dargestellt, also raum- und zeitlos. Man ging ja so weit, die Existenz anderer Länder einfach zu leugnen. Im 17. Jahrhundert bekämpften Konfuzianer die Jesuiten und deren Einfluß bei Hofe durch den Hinweis, diese westlichen Länder, aus denen die gelehrten Väter herzukommen vorgeben, existierten ja garnicht, denn sie seien in den Klassikern nicht erwähnt! Und heute gibt es noch keinen chinesisch geschriebenen Reiseführer eines fremden Landes, obwohl Tausende von Chinesen im Ausland weilen.

Hier finden wir also einen ganz wesentlichen Unterschied zwischen China und dem Westen. Und bei uns sind ja nicht nur Wunschräume sondern auch Wunschzeiten von Bedeutung gewesen, Wunschzeiten, die in der Zukunft liegen, die an das Sprudelnde, Planende, Drängende

der Jugend appellieren. Hier finden wir die Phantasiebilder, die den revolutionären Geist bestimmen. Er fehlte bisher in China, denn die Wunschzeiten lagen bisher ganz und gar in der Vergangenheit. Man schaute rückwärts, zu den Vätern. Die geistige Unrast war der chinesischen Jugend fremd. Abenteuerliche Gelüste tobten sich allenfalls in leichten Abenteuern aus, die keine Gefahren mit sich brachten, wie denn überhaupt in China der Sinn fürs Wagnis gering ist. Jüngst brachte ich einen frisch nach Europa importierten Chinesen in den Film *Die Hölle des Piz Palü*, der die Schrecken einer gefährlichen Hochtour schildert. Er sagte mir, nachdem er sich das Ganze verwundert angesehen, es sei ihm ganz unfaßlich, daß man sich freiwillig in solche Gefahren begebe! Er zitierte den Spruch eines chinesischen Weisen: «Wenn deine Veranda wackelt, so setze dich nicht darauf» (nebenbei bemerkt sehr charakteristisch, daß nicht geraten wird, dieselbe instand zu setzen!). So hat denn die chinesische Jugend das nicht, was wir seit langem für eine Charakteristik der Jugend halten, Sturm und Drang, Spannung und Unrast. Sie ist infolgedessen gelassener, ausgeglichener, leichter zu befriedigen und zu erfreuen.

Und wenn die Jugend vergeht? Man liebt in China das Jungsein nicht weniger als anderweitig, man hält es aber nicht krampfhaft fest, weil das Alter Kompensationen bietet. Die Bedeutung, der Wert des Einzelnen steigen mit höherem Alter, das unheimliche Gefühl der schwindenden Jugend wird durch wachsende Geltung beruhigt. Alter gebeut Verehrung, man wird nicht beiseite geschoben. Der biologische Abstieg wird immer – nicht nur bei bedeutenden Menschen – durch sozialen Aufstieg ausgeglichen. Dem tiefen Bedürfnis, das wir alle haben, unser Schicksal als Fortschritt, als Aufstieg zu erleben, wird durch das chinesische Lebenssystem in höchstem Maße Rechnung getragen.

Ich möchte aber dabei nicht unerwähnt lassen, daß es für die Jüngeren wiederum eine Erleichterung gibt. Die Herrschaft der Alten wird den Jüngeren dadurch leicht gemacht, daß es, anders als bei uns, so wenig alte Leute gibt. Die durchschnittliche Lebensdauer ist kurz – sie war es ja auch bei uns im Mittelalter. Dem Aufbau der Altersstufen nach ist das chinesische Volk ein junges Volk. Alte Menschen sind eine Ausnahme und haben Ausnahmestellung. Der chinesischen Hochhaltung des Alters steht unsere moderne Hochhaltung von Kindheit und Jugend gegenüber, die mit sinkender Kinderzahl in einer oder der anderen Form naturnotwendig ist.

Ich sagte, daß in China das bloße « Dasein » ein Wert ist, weit über das von uns Erlebbare hinaus, denn bei uns ist ja die Ununterbrochenheit der Lebenskette als Wert nicht sanktioniert worden. Aber auch jede Einzelhandlung hat in China größeren Wert als bei uns, weil sie jenseits des unmittelbar Praktisch-zweckmäßigen bedeutungsvoll und sinnbezogen erscheint. Daß man sich z. B. in der Küche nicht die Hände waschen und die Haare kämmen soll, ist nicht nur ein Gebot der Sauberkeit, sondern ein religiöses Verbot, und wer ihm nicht gehorcht, würde den Tsao Wang, den Gott des Herdes, oder Küchengott, wie wir das Wort höchst unehrerbietig übersetzen, kränken. Diese Durchdringung belangloser Handlungen mit symbolischen Bedeutsamkeiten wäre uns gewiß lästig. Sie kommt aber einer Heiligsprechung des Alltags gleich, sie erleichtert das positive Verhältnis zum laufenden Leben, das die Voraussetzung aller Heiterkeit ist. Jede Handlung ist geweiht, hat ihre eigene Würde.

Und Würde, das sogenannte « Gesicht », ist es auch, was jedem in gegebenem Rahmen von seinen Mitmenschen zugebilligt wird. Man wird in China belogen, betrogen, beraubt und, wenn es sein muß, ermordet – aber unangenehme Wahrheiten bekommt man selten zu hören. Alles was einer tut und hat wird von den Andern in seiner Gegenwart als vorzüglich gepriesen. Die chinesische Höflichkeit nimmt oft Formen an, die dem Westländer, der ihren Sinn, nämlich dem Andern « Gesicht » zu geben, nicht kennt, als plumpe Schmeichelei erscheinen. Gewiß gibt es Fälle, wo auch in China getadelt und gerügt wird. Es gilt aber als schlimmes Versehen, wenn man das in Gegenwart Dritter tut, einen derartigen Gesichtsverlust darf der Edle niemandem zufügen. So wird man in China von einer Atmosphäre der Bejahung umgeben, die kein Ressentiment aufkommen läßt, allerdings aber insofern unheimlich wirkt, als sie von Intrigen geladen ist. Denn irgendwo muß sich doch das Böse auswirken! Hinterrücks werden denn auch nach Herzenslust Ränke geschmiedet.

Man wird von seiner Umgebung betont und bejaht, aber selber darf man sich nicht betonen und bejahen. Berechtigtes Selbstbewußtsein, Selbstüberhebung, Inflation können schwer zum Ausdruck kommen. Schon die Sprache mit ihrer ungeheuren Suggestionskraft wirkt dagegen. Persönliche Pronomina werden nach Möglichkeit vermieden, das eigene Haus z. B. – und wäre es der schönste Palast – ist stets eine « niedere Hütte », die eigne Frau ein « dummer Dorn ». Die Vorschriften der gesprochenen Sprache sind in dieser Hinsicht schon sehr streng,

diejenigen der Schriftsprache aber noch viel mehr. Daher die wunderbaren Floskeln der Selbstherabsetzung, die selbst heute noch machthungrige Generäle bevorzugen. Immerhin, wie verlogen diese Formen oft sein mögen, sie benehmen die Möglichkeit, ohne schweren öffentlichen Anstoß die eigene Persönlichkeit, die eigene Leistung anzupreisen. Bedenkt man den Einfluß des Ausdrucks auf das Sein – im Sinne von Buffons « le style, c'est l'homme », so wird man verstehen, was hier gemeint wird. Aber was hat das mit Heiterkeit zu tun? Eben das, daß es das Aufkommen innerer Schwankungen verhindert. Selbstüberhebung und Depression hängen eng zusammen und widerstreben jenem inneren Gleichgewicht, das die Grundlage chinesischer Heiterkeit ist.

Man darf sich selbst nicht persönlich ernst nehmen. Das gilt von den Männern, aber noch mehr natürlich von den Frauen. Denn die Frauen werden ja auch von den Andern nicht ernst genommen. Das will nicht sagen, daß sie nicht wichtig sind. Frauen sind wichtig in China, wie Kinder, wie Blumen, wie Goldfische, oder in schlimmen Fällen wie Heuschrecken, – am häufigsten sind sie aber wohl diese geliebten, notwendigen und etwas prosaischen Kohlköpfe, von denen Bernard Shaw im *Kaiser von Amerika* spricht. Sie nehmen sich tatsächlich auch selber nicht ernst, was natürlich nicht bedeutet, daß sie nicht unter ihrem häufig so schweren Leben leiden. Aber wir stöhnen z. B. unter Zahnschmerzen und nehmen sie doch weniger ernst als etwa einen beginnenden Krebs, den ein Arzt erkannt, noch ehe der Patient selber ihn spürt. Es ist wohl der Grund des seelischen Zaubers der fernöstlichen Frau, daß sie sich selbst nicht ernst nimmt, daß sie irgendwo, ganz ohne Überlegenheit, das darstellt, was wir, – wenn überhaupt – nur auf seltenen inneren Höhepunkten erreichen, in Momenten, wo alles vom Ich abfällt, wo es auf einen selber ganz und garnicht ankommt, wo die Bürde des Lebens leicht wird und ein merkwürdiges Leuchten anhebt. Man stelle sich diese Haltung im Alltäglichen vor und bedenke, wie dann das Leben an Erdenschwere und Konfliktsmöglichkeiten verlieren muß.

Ich gerate in die Gefahr, der so schwer zu entgehen ist, einen Hymnus auf das Chinesische zu singen. So will ich denn auch die Kehrseiten nicht verschweigen. Das Platt-Genießerische, Ungeistige. Wenn für unseren Materialismus all das, was mit dem Begriffe « Konkurrenz » zusammenhängt, bezeichnend ist, so charakterisiert den chinesischen – überall da wo die schmale materielle Basis es zuläßt – schmalzende Gemütlichkeit. Es ist gewiß nicht Zufall, daß in der *Reise nach dem Westen,*

einer märchenhaft symbolischen Erzählung einer Pilgerfahrt nach Indien, der eine Begleiter des frommen Mönches ein Mann mit einem Schweinenamen und einem Schweinegesicht ist! Und der erhabene Buddha der Zukunft, Matreya Buddha, Milofo, wird in China als ein fetter, schmunzelnder Geselle mit einem runden vollgefressenen Bäuchlein dargestellt! Wer der Weisheit nicht teilhaftig werden kann, der flüchtet in China, – wenn er es sich irgend leisten kann, – schwerlich in Tätigkeit und Geschäftigkeit, sondern in den Genuß. Vielleicht auch in die Betäubung – warum würde sonst so viel Opium geraucht? – Auch die chinesische Frömmigkeit ist heute häufig Betäubung. Auf der wunderbaren, heiligen Insel Putuschan mit den herrlichen Tempeln kann man Tausende von Mönchen mit leeren Gesichtern bettelnd am Wege stehen sehen, den vorgeschriebenen heiligen Ruf « Omitofo, Omitofo » vor sich hin plappernd. Erlösung durch Stumpfsinn, nicht durch Erkenntnis! Vielleicht ist das in einem System, das wesentlich auf Ausgleich, nicht auf Steigerung gerichtet ist, unvermeidlich. Auf der einen Seite heitere Weisheit, auf der anderen grinsender Stumpfsinn. Das sind wohl die Extreme, zwischen denen das Pendel chinesischer Lebensmeisterung schwingt.

Und noch eines möchte ich sagen. Diese Zeilen beziehen sich im großen und ganzen auf das alte China, wenn man unter diesem Begriffe das China versteht, wie es vor dem Opiumkriege war und heute noch vielerorts ist. Aber dieses China, das in seiner Ausbalanciertheit immer noch etwas Einzigartiges darstellt, ist sehr gefährdet. Der tiefeindringende Einfluß des Westens zerstört das alte Gleichgewicht. Das China von heute hat Wunschträume – das Bild von Amerika z. B. mit seiner hohen Lebenshaltung gaukelt ihm vor; es hat auch Wunschzeiten – man träumt von einer goldenen Zukunft in der China all die sozialen und wirtschaftlichen Probleme gelöst haben wird, an denen der Westen krankt. Und vor allem, man rüttelt am Familiensystem. Unter den geistig Führenden, gewiß einer sehr dünnen Oberschicht, erstrebt man eine individualistische Lebenseinstellung. Selbst der geplante kollektivistische Apparat – man redet in China von Staatssozialismus – soll ja nur dazu dienen für jeden *Einzel*menschen bessere, sicherere Lebensmöglichkeiten zu schaffen. Die alte gattungsmäßige und dennoch geistige Gemeinschaft ist kein Ideal, kein Wunschbild mehr, so sehr sie auch praktisch noch fortdauern mag. Wir scheinen im Osten einer Zeit der Spannung, der Zuspitzung, einem individualistischen Zeitalter entgegenzugehen.

Dieser östliche Individualismus ist vielleicht nicht ganz geheuer. Wir dürfen nicht vergessen, daß unser westlicher Individualismus, so seicht und flach er sich in seinen jüngsten Phasen gebärdet hat, als Hintergrund das ungeheure religiöse Erlebnis des persönlichen Gottes und des unendlichen Wertes der Menschenseele hat. Erlebnisse, die im Osten fehlen, Gott und Seele – sie sind bei uns als Substanzen gedacht, in mystischer Ekstase erlebt worden, ungeheure ethische Forderungen sind aus ihrer Polarität erwachsen. Die religiöse Erfahrung im Osten war nicht weniger tief, aber sie war anders. Sie konnte die Gemeinschaft des Blutes heiligen, wie unser christlicher Glaube es nie vermocht, sie konnte und kann aber nicht die Persönlichkeit über sich selbst hinaus steigern. Der chinesische Individualist ist denn auch nicht eben selten ein männlicher « flapper », er ist oberflächlich, flegelhaft, er ist auch gespannt und zerquält. Noch ist er aber eine Ausnahmeerscheinung und ich könnte mir denken, daß in diesem Lande des Ausgleichs eine Gegenströmung entsteht, so daß ein neuer Gleichgewichtszustand, ein neuer Grund für die alte Serenität geschaffen würde, also, daß es zu diesem individualistischen Zeitalter in China doch nicht käme.

Vielleicht strebt unsere Zeit überhaupt diesem neuen Gleichgewicht zu. Die ganze Welt wird mehr und mehr kennbar, erreichbar, im bösen und im guten Sinne humanisiert. Die Wunschträume sind durch Familiarität entzaubert und die Wunschzeiten durch Kritik alles Denkbaren verblaßt. *Der* Glaube und *die* Ethik, die bei *uns* Spannungen zeitigten, sterben dahin. Die neue Zeit wird nüchtern, so nüchtern, so wirklichkeitszugewandt, daß sie selbst der naturwissenschaftlichen Weltanschauung zu entraten scheint und psychische Realitäten und Wirkungen anerkennt – genau wie das alte China. Es ließe sich denken, daß manches, was uns in China als fremd anmutet, unser Eigenstes von morgen sein wird, so daß der Chinese eines Tages im Spiegel des Westens sein lächelndes Antlitz wieder erkennen könnte.